

Alno Schweiz in Nachlassstundung

Ebikon Die Pleite des deutschen Küchenherstellers Alno zieht immer weitere Kreise. Nun stellt auch Alno Schweiz einen Antrag auf provisorische Nachlassstundung. Denn es droht die Insolvenz. Mit der Nachlassstundung würden Verwaltungsrat und Geschäftsleitung von Alno Schweiz eine Sanierung der Firma beabsichtigen, heisst es in einem Communiqué. Man habe den Antrag beim Regionalgericht Berner Jura-Seeland in Biel eingereicht.

Alno Schweiz ist eine Tochter des deutschen Alno-Konzerns und zählt rund 45 Mitarbeiter. Die Firma ist für den Vertrieb von Alno-Küchen in der Schweiz zuständig und hat sechs eigene Läden in Ebikon, Zürich, Wallisellen ZH, Meilen ZH, Reinach BL, und Biel.

Auch Bruno Piatti in Schwierigkeiten

Der bereits seit Jahren in der Krise steckende deutsche Alno-Konzern hatte Mitte Juli Insolvenz angemeldet, nachdem Verhandlungen mit potenziellen Investoren und Gläubigern gescheitert waren. Derzeit hat ein Insolvenzverwalter das Sagen beim zweitgrössten deutschen Küchenbauer. Bereits seit Anfang August befindet sich die Schweizer Tochter Bruno Piatti in der provisorischen Nachlassstundung. Das Tagesgeschäft soll unter der Leitung des Sachwalters möglichst unverändert weiterlaufen.

Alno kämpft seit dem Börsengang 1995 mit Problemen – bis auf wenige Ausnahmen gab es jedes Jahr Verluste. Nach einem Stellenabbau zählt die Alno-Gruppe noch 1860 Mitarbeiter. (sda)

Postfinance testet Pop-up-Filialen

Luzern Die Postfinance überprüft derzeit ihr Filialnetz, wie der «Tages-Anzeiger» gestern unter Berufung auf ein internes Papier berichtete. Die Postbank verfügt über rund 100 Beratungsstandorte. Davon sind rund 40 klassische Filialen, der Rest Aussenstandorte, an denen nur auf Termin und nur an bestimmten Tagen Beratungen stattfinden.

Dieses Netz will sie nun in den nächsten zwei bis drei Jahren «optimieren». Die Postfinance möchte sich demnach in Zukunft auf «grosse Städte» und «viel frequentierte Orte» wie beispielsweise Bahnhöfe konzentrieren.

Nur noch eine Filiale in Luzern

Gegenüber der Zeitung erklärte Postfinance, überprüft würden nur primär die Kundenzonen in den Filialen. Die Beratungsräume in den über 40 Filialen und 50 Aussenstandorten seien grundsätzlich nicht tangiert. Laut einem Sprecher sollen lediglich zwei kleinere Filialen komplett verschwinden; in Lausanne und in Luzern betreibt die Bank in Zukunft nur noch eine Filiale.

Die Postfinance testet gleichzeitig seit dieser Woche sogenannte Pop-up-Filialen – eine Mischung aus Messestand, Werbepanel und Minifiliale. An den Bahnhöfen in Luzern und Genf sowie in je einem Einkaufszentrum in Luzern und Zürich sollen die temporären Filialen für ein paar Tage eingerichtet werden. Das Angebot in diesen Pop-up-Stores entspreche jenem der Kundenzonen, sagte der Sprecher. (red)

Die Revolution im Bildungswesen

Digitalisierung Beim Zentralschweizer Wirtschaftsforum ging es um die rasante Veränderung in der Bildung und in der Arbeitswelt. Hochschulprofessor Stefan Michel sieht eine ganze Branche vor dem grossen Umbruch.



Rund 200 Gäste besuchten gestern das Zentralschweizer Wirtschaftsforum auf dem Pilatus.

Bild: Nadia Schärli (7. September 2017)

Ernst Meier

Wenn derzeit über die Veränderungen in der Gesellschaft gesprochen wird, fallen Stichworte wie Digitalisierung, Industrie 4.0, soziale Medien oder Automatisierung. Diesen Trends widmete sich auch das gestrige 7. Zentralschweizer Wirtschaftsforum auf dem Pilatus. Die Industrie- und Handelskammer Zentralschweiz (IHZ) als Veranstalterin des Anlasses stellte jedoch den Menschen ins Zentrum des Wirtschaftstreffens, das zur Weiterbildung und zum «Netzwerken» dient.

Wie die Digitalisierung und die weltweite Vernetzung durch Onlinemedien das Bildungswesen verändern, gab es in einem unterhaltsamen Referat von Stefan Michel zu hören. Der Öko-

nom und frühere Professor an der Hochschule Luzern ist heute Dekan am internationalen Institut für Managemententwicklung in Lausanne. Seinen Erfahrungsschatz bringt er seit 2011 auch als Verwaltungsrat bei der Zuger Bossard-Gruppe ein.

«Die Hochschulen sind heute dort, wo die Zeitungen vor 20 Jahren standen», sagte Stefan Michel, der bereits mehr Studierende via Onlinevorlesungen erreicht als im Hörsaal. Learning 4.0 nennt man die gegenwärtige Revolution im Bildungswesen. «Die Digitalisierung der Lerninhalte und die Verbreitung via Plattformen wie Youtube führen zu ganz neuen Möglichkeiten», erklärte Michel. «Sie verstehen den Satz des Pythagoras nicht?», fragte er rhetorisch. Seine Kinder schauten für eine Erklärung bei Google und

«Die Hochschulen sind heute dort, wo die Zeitungen vor 20 Jahren standen.»



Stefan Michel
Wirtschaftswissenschaftler

Youtube nach, bevor sie ein Lehrbuch öffnen würden. «Sie finden zu allen möglichen Themen ein erklärendes Video im Internet.»

Bildung wird zunehmend gratis

Mit Learning 4.0 halte ein weiterer Trend Einzug im Bildungswesen, so Michel: «Aus- und Weiterbildung, die bis anhin viel Geld kostete, wird plötzlich allen zugänglich und ist zunehmend gratis.» Die weltweit besten Professoren würden heute schon dank Onlinevideos Tausende Studierende unterrichten. Michel sieht deshalb gerade die sehr teuren US-amerikanischen Colleges unter Druck kommen.

Eine weitere grundlegende Veränderung komme auf die Personalbranche zu, seit im April das Karrierenetzwerk LinkedIn

das Internetunternehmen Lynda.com kaufte. Der Videodienst bietet über 6000 Onlinekurse und rund 70 000 Videos zum Selbststudium an. «Für die Personalbranche wird sich vieles ändern», ist Michel überzeugt. Zumal LinkedIn mittlerweile Microsoft gehört. «LinkedIn wird zum Amazon der Personalbranche, was globale Ausdehnung und Einflussnahme betrifft.» Das Karriereportal zählt 450 Millionen Nutzer, die ihren Lebenslauf online präsentieren.

Was bedeuten die digitalen Veränderungen für die künftigen Arbeitnehmer, Vorgesetzten und Firmenchefs? «Die Lernmenge wird grösser, die Zeit weniger», erklärt Stefan Michel. Die Führungskräfte seien herausgefordert, das Wissen ins Unternehmen zu integrieren.

Ein Drittel der Privatbanken soll verschwinden

Studie Für Schweizer Privatbanken war 2016 ein schlechtes Jahr. Und die Zukunft sieht nicht viel besser aus. Kleinen Instituten werde es gemäss einer Studie künftig sehr schwer fallen, Neukunden anzuziehen.

Die Schweizer Privatbanken enttäuschten letztes Jahr mit negativen Rekorden: Sie erzielten den grössten Geldabfluss und den geringsten Neugeldzufluss seit langem sowie einen Rekordrückgang bei der Ertragsmarge. «Von den 60 bis 70 schwach abschneidenden Privatbanken wird mindestens die Hälfte verschwinden», sagt Christian Hintermann, Leiter Advisory Financial Services beim Beratungsunternehmen KPMG. Das entspricht fast einem Drittel der 112 Schweizer Privatbanken.

Zu diesem Schluss führt ihn die Privatbanken-Studie von KPMG und der Universität St. Gallen, die Hintermann gestern den Medien in Zürich präsentierte. Für die Studie wurden die Daten von über 80 Schweizer

Privatbanken und Private-Banking-Einheiten analysiert. UBS und Credit Suisse wurden mangels Daten davon ausgenommen.

Kosten sind immer noch zu hoch

Rund ein Viertel der Banken schrieb laut Hintermann einen Verlust. Operativ hätten die Privatbanken 2016 mit wenigen erfolgreichen Ausnahmen deutlich schlechter abgeschnitten. Das zeige sich unter anderem an der durchschnittlichen Bruttogewinnmarge, die weiter stark gesunken sei, so Hintermann.

Die grossen Bemühungen, die Kosten zu senken, konnten die schwindenden Erträge nicht wettmachen. Die mittlere Ertragsmarge, das Verhältnis des Ertrags zu den durchschnittlich verwalteten

Vermögen, schrumpfte um 10 Prozent. «Das ist der mit Abstand grösste Rückgang», betonte Hintermann.

Für die 60 bis 70 Banken mit Resultaten im wachsenden unteren Mittelfeld sowie am unteren Ende sieht KPMG keine andere Lösung, als dass sie die Kosten drastisch um 20 bis 30 Prozent senken. Gemeint seien vor allem Personalkosten, die zwei Drittel der Kosten ausmachten, erklärte der KPMG-Experte. Ohne Massnahmen bleibe nur eine Exitstrategie. Wie schnell weitere Privatbanken verschwinden würden, hänge davon ab, wie lange die Eigentümer Verluste tolerierten.

Die Tatsache, dass die untersuchten Privatbanken den absoluten Reingewinn um 140 Prozent gegenüber dem Vorjahr er-

höhten, ist laut Hintermann kein Grund zum Jubeln. Die Steigerung täusche, weil sie auf ausserordentliche Ergebnisse und schlechte Vorjahreszahlen zurückzuführen sei.

Geldabfluss teilweis in Kauf genommen

Neben den Ertragsproblemen zeigt die gestern veröffentlichte Studie auch die Schwierigkeiten bei der Kundenakquisition auf. Vielen der kleinen und mittleren Privatbanken werde es auch künftig sehr schwer fallen, überhaupt Neukunden anzuziehen, erwartet Philipp Rickert, Leiter Financial Services bei KPMG.

Im vergangenen Jahr kam es zu einem Rekordabfluss beim Nettogeld von 43 Milliarden Franken – rund 3 Prozent der ver-

walteten Vermögen (per Ende 2016). Auch grössere Banken hätten keine Neukunden gewonnen, fügte Hintermann hinzu. Besonders nach Übernahmen hätten sie sich sehr rasch auf strategisch interessante Kunden fokussiert und den Abfluss anderer Kunden in Kauf genommen.

Ein wichtiger Grund für den raschen Abbau dürfte laut KPMG der im Januar in Kraft getretene automatische Informationsaustausch gewesen sein.

Nachdem 2016 fünf Privatbanken verschwunden waren, fiel die Gesamtzahl zwischen Jahresbeginn und Ende Juni 2017 um 2 auf 112 (2010: 163). Während sich die Konsolidierung letztes Jahr abgeschwächt hat, rechnet KPMG heuer mit Bewegungen im Rahmen der Vorjahre. (sda)